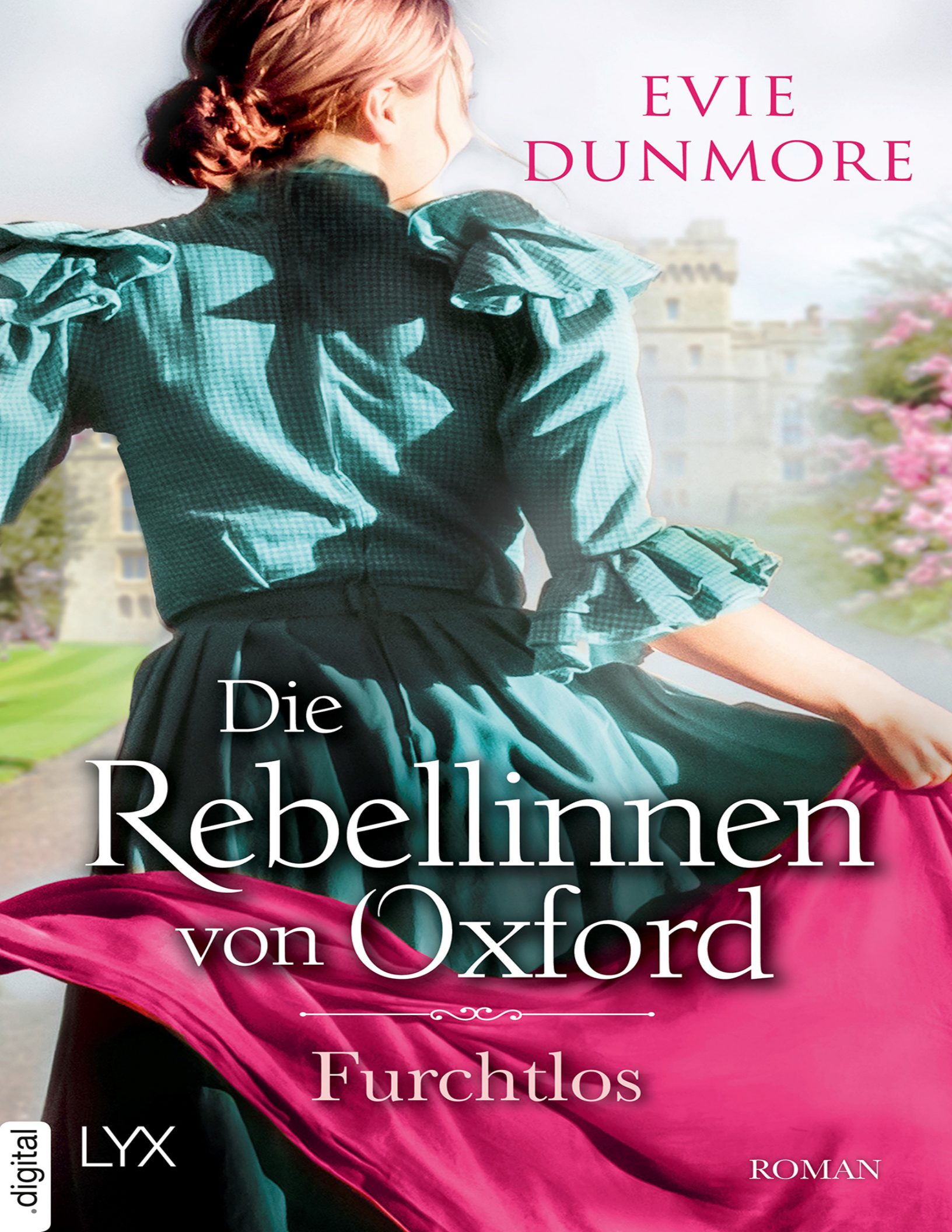




EVIE
DUNMORE

Die
Rebellen
von Oxford

— ~ —
Furchtlos

digital

LYX

ROMAN

Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

Widmung

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

Epilog

Nachwort der Autorin

Danksagung

Die Autorin

Die Romane von Evie Dunmore bei LYX

Impressum

Evie Dunmore

Die Rebellen von Oxford

FURCHTLOS

Roman

*Ins Deutsche übertragen
von Corinna Wieja*



Zu diesem Buch

Hattie Greenfield hat ihr behütetes Leben satt. Selbst ihr Kunststudium und ihre Arbeit für die Frauenbewegung scheinen sie nicht weiterzubringen. Doch mit dem berüchtigten Lucian Blackstone vor dem Altar zu stehen war auch nicht Teil ihres Plans. Ein kleiner Fehltritt und ihr Leben soll vorbei sein? Ihre Träume zunichte gemacht mit einem einzigen Kuss? Als sie auch noch herausfindet, dass Lucian sie offenbar manipuliert hat und sich durch die Ehe mit ihr lediglich Zugang zur Upper Class verschaffen will, ist sie fassungslos. Nun hat sie einen düsteren Schotten am Hals und womöglich jegliche Chance verspielt, sich in der Kunstwelt einen Namen zu machen. Doch als Lucian sie mit nach Schottland nimmt, um eine Kohlemine zu inspizieren, wird ihr klar, dass er viel mehr ist als der skrupellose Banker, für den er gehalten wird, und dass er auf seine Weise für mehr Gerechtigkeit in der Welt kämpft. Fernab der staubigen Moralvorstellungen Londons eröffnen sich für Hattie neue Horizonte, und sie muss sich entscheiden, ob sie ihrem Ehemann ihr Herz anvertrauen kann.

Für Mama und Oma

1. KAPITEL

London, August 1880

Hattie Greenfield stand unschlüssig auf dem regennassen Bürgersteig vor dem Stadthaus in Chelsea, das sie zu infiltrieren plante, und musste unwillkürlich an den Tag denken, an dem sie ihrem Leibwächter zum letzten Mal ausgebüxt war. Damals hatte dies zu einer Auseinandersetzung mit einer Kröte von einem Polizisten geführt, und eine liebe Freundin war im Millbank-Gefängnis gelandet. Vermutlich begannen all ihre gefährlichsten Abenteuer damit, dem sauertöpfischen Mr Graves zu entweichen. Allerdings auch die besten.

Sie beäugte die Haustür, die über der Eingangstreppe thronte. Der schmiedeeiserne Löwenkopf, der den Türklopfer hielt, hatte absurd lange, spitze Zähne. Eine fast schon überdeutliche Warnung, dass sie gleich die Höhle des Löwen betreten würde, die ein selektiv abergläubischer Mensch wie sie kaum ignorieren konnte. Dieses Mal wollte sie jedoch nicht an einer grundsätzlich riskanten Demonstration für Frauenrechte auf dem Parliament Square in London teilnehmen; ihr Abenteuer bestand vielmehr aus dem Besuch einer privaten Kunstgalerie. Es war also völlig harmlos.

Mit einer Hand raffte sie ihre Röcke und stieg die Treppe hinauf.

Ihre Freundinnen hatten sie allerdings darauf hingewiesen, dass die Kunstausstellung im Haus von Mr Blackstone stattfand, einem Mann, dem die feine Gesellschaft den Spitznamen Beelzebub gegeben hatte und der zufällig ein geschäftlicher Rivale ihres Vaters war. Und nein, man sollte sie besser nicht dabei ertappen, wie sie

ohne Anstandsdame seine präraffaelitischen Kunstwerke bewunderte. Sie konnte jedoch erstens fast sicher davon ausgehen, dass Mr Beelzebub nicht anwesend sein würde. Tatsächlich hatten ihn bisher nur wenige persönlich gesehen. Zweitens hatte sie sich für die Führung unter dem Namen »Miss Jones« eintragen lassen, eine Studentin der Klassiker in Cambridge, und nicht als Harriet Greenfield, Bankenerbin und Kunststudentin in Oxford. Und drittens nahmen an der Führung durch die Gemälde- und Antiquitäten-Ausstellung weitere junge Kunstliebhaberinnen und vermutlich auch deren Anstandsdamen teil, und die Einladung in ihrem Retikül besagte, dass sie diese warten ließ. Die Führung hatte um Punkt zwei Uhr begonnen, und ihre kleine Taschenuhr brannte ihr bereits fast schon ein Loch ins Kleid.

Da die dumpfen Schläge mit dem Türklopfer ungehört in der Eingangshalle zu verhallen schienen, betätigte sie die Klingel.

Stille.

Ungeduldig tippte sie mit einer regenfeuchten Schuhspitze auf den Boden. Offenbar hatte die Führung ohne sie begonnen. Da war sie nun extra aus der Kutsche gestiegen, die schon kurz nach Verlassen des Bahnhofs Victoria Station wegen des Regens stecken geblieben war, und die restliche Viertelmeile zu Fuß gelaufen – und das alles vergeblich? Beharrlich schlug sie den Klopfer gegen die Eichentür.

Oder hatte sie sich vielleicht wieder einmal vertan? Sie holte die Einladung aus ihrem Retikül und verglich konzentriert die Adresse mit der Hausnummer. Ja, sie befand sich vor Nummer zwölf im Carlyle Square. Der Platz war nur klein, sie bezweifelte, dass es hier eine Nummer 21 gab. Sie klopfte erneut und gleich noch mal.

Unvermittelt schwang die massive Tür auf.

Der Mann, der vor ihr stand, war gewiss kein Butler. Sein schütteres graues Haar war zerzaust, und er trug eine

mit Farbflecken übersäte Schürze. Ein stechender Geruch stieg ihr in die Nase. Wachspolitur für Antiquitäten? Verstohlen versuchte sie herauszufinden, ob ihr sein langes, faltiges Gesicht aus Kunstkreisen vertraut war. Seine Musterung fiel keineswegs so unauffällig aus: Zuerst schwenkte sein Blick zur Seite, wo ihre Anstandsdame hätte stehen sollen, dann glitt er vom durchnässten Saum ihres Umhangs nach oben zu ihren inzwischen wohl zweifellos zerzausten roten Locken.

»Und Sie sind?«, fragte er gedehnt.

Sie räusperte sich. »Ich bin wegen der Führung hier.«

»Der Führung?« Erkenntnis blitzte in den Augen des Mannes auf. »Ah, die *Führung*.«

»Ja.«

Abfällig verzog er den Mund. »Verstehe.«

Sie wippte von einem Fuß auf den anderen. »Es tut mir leid, dass ich mich verspätet habe, aber ich wurde aufgehalten. Ich komme von außerhalb Londons, wissen Sie, und meine Begleiterin ... fühlte sich unwohl, und dann war der Verkehr auf der Lyall Street wegen des heftigen Regens wirklich fürchterlich, die Straßen sind ...«

»Nun kommen Sie schon herein.« Er machte einen Schritt zur Seite und winkte sie näher.

Er war verärgert, männliche Künstler hatten dieses Vorrecht, ihren Unmut kundzutun, wenn man sie bei ihrer Arbeit störte.

Kein Dienstmädchen war in Sicht, um ihr den Mantel abzunehmen. Die Eingangshalle war gähnend leer. Ein mulmiges Gefühl machte sich in Hattie breit. Der Wachspoliturmann war ihr jedoch schon ein ganzes Stück voraus, seine eiligen Schritte hallten auf dem schwarz-weiß gefliesten Boden wider.

»Sir.« Sie eilte ihm auf nassen, quietschenden Schuhen hinterher.

In dem dunklen Flur, den sie betraten, befand sich eine Reihe faszinierend schöner Statuen und Vasen, aber Hattie

musste sich leider darauf konzentrieren, nicht auf feuchten Absätzen auszurutschen. Der Mann war inzwischen stehen geblieben und öffnete eine Tür. Er bedeutete ihr einzutreten, aber sie verharrte auf der Schwelle. Das Zimmer war zwar hell erleuchtet, aber es gab keine Spur von den anderen Teilnehmern der Tour. In dem Raum befand sich keine Menschenseele.

Ungeduldig machte der Maler eine scheuchende Bewegung zu einem Sofa. »Nur zu, setzen Sie sich.«

Selbst von der Türschwelle aus war es offensichtlich, dass das Sofa aus der Zeit von Louis XIV stammte; wenn sie sich mit ihrem nassen Umhang auf die buttergelbe Seide setzte, würde sie es beschädigen.

»Würden Sie bitte jemanden schicken, der mir meinen Mantel abnimmt, Mr ...?«

Der Mann neigte den Kopf in einer spöttischen Verbeugung. »Man wird sich gleich um Sie kümmern.«

»Sir, könnten Sie wohl ...«

Er schlug ihr die Tür vor der Nase zu.

Verwirrt starrte Hattie auf das weiße Holz.

»Na gut.« Sie atmete tief aus.

In der Stille schien ihr Herz unnatürlich laut zu schlagen. Schweißperlen liefen ihr warm über den Rücken. Gefahr, warnte ihre innere Stimme. *Lord der Unterwelt*. So hatte ihre Freundin Lucie den Herrn des Hauses hier bezeichnet. Und Lucie wusste, wovon sie sprach, denn ihr Verlobter, Lord Ballentine, hatte sich kürzlich Geld von Mr Blackstone geliehen, um ein Verlagshaus zu kaufen.

Sie setzte ein Lächeln auf. »Das ist ein Abenteuer«, redete sie sich gut zu. »Ein fabelhaftes, spannendes Abenteuer.«

Das Zimmer, in dem sie stand, erinnerte tatsächlich an eine Piratenhöhle, in der sich die Schätze stapelten. Auf jedem Regal, jedem Tisch drängten sich Kunstwerke aneinander: glänzende Porzellanfiguren – Meissen, nach einem zweiten Blick zu urteilen. Filigrane, mit Gold

verzierte Elfenbein-Statuetten; reich geschnitzte Kästchen in allen Schattierungen von Jadegrün. Einige ausgewählte Kostbarkeiten wurden von kleinen Tischlampen beleuchtet, deren hauchdünne Keramikschirme das Gaslicht hindurchschimmern ließen wie Seide. Die gegenüberliegende Wand zierte eine Tapete mit floralen Motiven – eigentlich eine Verschwendung, da die Wand vom Boden bis zur Decke mit Gemälden behängt war, deren vergoldete Rahmen sich fast berührten.

»Oh du liebe Güte.« Sie lachte leise. Ein Gemälde von Cranach dem Älteren hing direkt neben einer Picknickszene, die von Monet stammen könnte. Diese Sammlung war, objektiv betrachtet, noch weitaus faszinierender als die Präraffaeliten.

Schockierenderweise übte das knisternde Feuer im Kamin jedoch gerade einen viel größeren Reiz auf Hattie aus. Vorsichtig schlängelte sie sich an den vollgestellten Konsoltischen vorbei. Dennoch verfiel ihr Umhang an einem davon, worauf eine Porzellanballerina in Spitzenschuhen gefährlich ins Schwanken geriet. *Lieber Himmel*. Was hatte sich Mr Blackstone oder sein Kurator bloß dabei gedacht, solche kostbaren Antiquitäten wie Gäste auf einer zwanglosen Dinnerparty zu versammeln, noch dazu in einem Raum, der für die Öffentlichkeit zugänglich war?

Das Feuer im Kamin strahlte nur eine schwache Wärme aus. Ihr Bild in dem breiten Spiegel über dem Kamin war gleichermaßen enttäuschend: Die bauschige Feder an ihrem Hut war durch den Regen inzwischen so dünn wie ein Rattenschwanz, ihre gewöhnlich seidigen Locken waren struppig, und ihre Himmelfahrtsnase glänzte rosa. Wenn schon ihr Gesicht so aussah, wie mitgenommen waren nach dem kurzen Spaziergang wohl erst ihre Schuhe? Sie streckte einen Fuß unter dem Saum hervor. Zierliche Absätze, weiße Seide, mit winzigen Perlen bestickt. Eine völlig ungeeignete Wahl für einen solchen Ausflug, aber es

war eins ihrer liebsten Paar Schuhe. Das nun leider völlig ruiniert war. Ihr Magen zog sich zusammen.

An allem war allein Professor Ruskin schuld. Hätte er ihre Interpretation von der *Entführung der Persephone* in der vergangenen Woche nicht als »entzückend« betitelt, wäre sie an diesem Morgen nicht in den Zug gestiegen. Es war ein »entzückend« zu viel gewesen, seit sie sich im vergangenen Jahr in Oxford für ein Kunststudium eingeschrieben hatte. Ruskin hatte es im Vorübergehen gesagt, mit freundlichem Nicken, und war dann neben ihr vor Lord Skeffingtons Leinwand stehen geblieben, um sein Werk in aller Ausführlichkeit zu beurteilen. Sie hatte die Ohren gespitzt, um jeden Ratschlag aufzuschnappen, als der Professor erklärte, wie man einem Gemälde mehr gotische Tiefe verlieh. Irgendwie hatte sich dann im Laufe der Unterrichtsstunde der Gedanke in ihren Kopf geschlichen, dass sie sich die *Ophelia* von Millais anschauen musste. Der Haken: Das Gemälde befand sich in Mr Blackstones privater Sammlung. Aber vielleicht war die Versuchung, einen Fuß in Mr Blackstones Haus zu setzen, dem einzigen Mann in Großbritannien, der es wagte, die Lunch-Einladungen ihres Vaters zu ignorieren, ebenso verlockend gewesen wie die *Ophelia* ...

Ihre Aufmerksamkeit wurde unwillkürlich von den beiden bauchigen grün lackierten Vasen angezogen, die die Uhr auf dem Kaminsims flankierten. In ihrer tönernen Schlichtheit schienen die Vasen wenig bemerkenswert, weshalb man sie so leicht übersah wie arme Verwandte in einem luxuriösen Ballsaal. Und dennoch ... Sie betrachtete das Relief der Vasen, und ein Schauer überlief sie. Tatsächlich bestaunte sie gerade ein außergewöhnliches Kunstwerk.

Nein, sie sollte es nicht berühren. Besser nicht.

Sie zog den Handschuh von ihrer linken Hand und stopfte ihn in die Manteltasche, dann strich sie sacht mit dem Zeigefinger über das Muster am Vasenrand. Mit ein

bisschen Glück fand sie eine Marke, die ihren Verdacht bestätigte, wenn sie es wagte, danach zu suchen.

Die Entscheidung war schnell gefällt.

Mit beiden Händen umfasste sie die Vase, so behutsam, als hielte sie ein rohes Ei, und drehte sie um. Es gab eine Marke. Die feinen Härchen auf ihren Armen stellten sich auf. Diese unscheinbare Vase stammte mit fast absoluter Sicherheit aus der Han-Dynastie und war beinahe zweitausend Jahre alt – falls sie echt war. Ihre Hände wurden feucht.

»Mir wäre es lieber, wenn Sie das nicht anfassen würden«, vernahm sie eine schroffe Stimme hinter sich.

Sie schrie auf und presste die Vase an die Brust.

Das Bild im Spiegel ließ sie erstarren.

Der Pirat war in seine Höhle zurückgekehrt.

Sie war so vertieft gewesen, dass sie ihn weder gehört noch gesehen hatte. Wahrscheinlich beobachtete er sie schon eine Weile, denn er stand mit einer Schulter an den Türrahmen des Nebenraums gelehnt, die Arme über der breiten Brust verschränkt. Mit einem hohlen Gefühl im Magen drehte sie sich zu ihm um.

Natürlich war er kein Pirat, aber ein anständiger Mann war er auch nicht. Er trug kein Jackett, keine Krawatte, und seine hochgerollten Hemdsärmel gaben den Blick auf muskulöse Unterarme frei. Seine wilden kohlschwarzen Haare waren zu lang, über das markante Kinn und die Wangen zog sich ein Bartschatten. Das Flegelhafteste an ihm waren jedoch seine Augen – darin lag ein solch intensiver Blick, dass ihr trotz ihrer nassen Strümpfe warm wurde.

»Ich wollte nur ...« Ihre Stimme brach.

Er schloss die Tür, und sie umfasste die Vase ein wenig fester. Offensichtlich hatte man ihn geschickt, um sie für die Führung abzuholen, aber ihre innere Stimme drängte sie zur Flucht. Geschmeidig näherte er sich ihr, zu geschmeidig; jedenfalls stieß er gegen keines der erlesenen

Artefakte, als er auf sie zukam. Sie verharrte reglos wie ein verschrecktes Kaninchen, bis er direkt vor ihr stand.

Sein Anblick zog einen tatsächlich in den Bann. In seinem bleichen Gesicht lenkten die tintenschwarzen Brauen den Blick sofort auf seine Augen, die hart und grau wie Schiefer unter den dunklen Fächern seiner Wimpern wirkten. Seine Züge waren rau und maskulin, aber wohlgeformt, ihre Symmetrie nur vage von seiner wohl einmal gebrochenen Nase beeinträchtigt. Er besaß die alterslose Ausstrahlung eines Mannes, der sich bereits zu viel und zu früh mit dem Leben herumgeschlagen hatte.

Ihren Blick festhaltend legte er zwei Finger seiner rechten Hand um den Hals der Vase. Die sie immer noch umklammerte wie eine auf frischer Tat ertappte Diebin.

»Die geben Sie besser mir«, sagte er.

Ihre Wangen röteten sich vor Scham, und Hitze stieg in ihr auf, als sie die kostbare Keramik losließ. Sie hatte Brüder und studierte gemeinsam mit Männern, und in deren Gegenwart verschlug es ihr nie die Sprache. Eigentlich war sie auch sonst selten um Worte verlegen. Aber als der Mann die Vase auf das Kaminsims zurückstellte und sie seinen Duft einatmete, eine angenehm frische Mischung aus Kiefernseife und Wäschestärke, die im Widerspruch zu seinem Piraten-Aussehen stand, wusste sie nicht, wohin sie schauen sollte. Sie war sich viel zu bewusst, dass dieser Mann ein *Mann* war.

Er war nur durchschnittlich groß, aber sein feines Baumwollhemd schmiegte sich eng um seine breiten Schultern und deutete Muskeln und Wölbungen an, die Gentlemen gewöhnlich nicht besaßen.

Sie ließ den Blick zu seinem Gesicht wandern; im selben Moment senkte er den Kopf, und ihre Blicke trafen sich erneut in einhelliger Musterung. Eine kleine Narbe spaltete links seine Oberlippe.

Ihr Mund wurde trocken. Es lag sicher nur am Licht, aber es kam ihr so vor, als hätten sich seine Augen verdunkelt.

»Ich wollte sie gar nicht anfassen«, sagte sie steif.

Ein leicht ironischer Ausdruck spiegelte sich kurz in seiner Miene, doch selbst dies milderte die harten Züge um seinen Mund nicht. »Und mit wem habe ich das Vergnügen, Mrs ...?«

»Miss. Mein Name ist Miss Jones.« Ihre Stimme klang unnatürlich schrill.

Seine Augen leuchteten auf, als hätte er die Lüge erkannt. »Und was führt Sie hierher, Miss Jones?«

Er war Schotte. Er rollte das R, das dadurch fast wie ein leises Knurren klang. Das erklärte auch seinen keltisch hellen Teint und die schwarzen Haare. Interessanterweise strahlte sein Körper mehr Wärme aus als das Feuer im Kamin. Das wusste sie, weil er viel zu nah vor ihr stand. Seine rechte Hand lag immer noch auf dem Kaminsims nahe ihrer Schulter, sein Arm schnitt ihr den Fluchtweg nach links ab.

Nervös leckte sie sich über die Lippen. Was sie hierher führte? »Die ... Führung?«

Er spannte die Schultern unmerklich an. »Sind Sie sich dessen auch sicher?«

»Natürlich. Und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sofort ...«

Er hob eine Hand an ihr Gesicht und strich leicht mit dem Daumen über ihre Wange.

Der Mann hatte sie berührt. *Ein Mann* hatte sie berührt.

Plötzlich schien die Welt still zu stehen. Sie sollte schreien. Ihm eine Ohrfeige geben. Aber ihr Körper wollte nicht gehorchen und verharrte reglos. Die Luft zwischen ihnen schien förmlich zu knistern, und eine dunkle Vorahnung überflog sie, dass sie am Rande der Klippe zu etwas Bedeutsamen stand.

Das Grau seiner Augen schimmerte so weich und gefährlich wie Rauch. »Aye«, murmelte er. »Dann sollen Sie die Führung bekommen, Miss Jones.«

Er legte die Finger um ihren Nacken und küsste sie.

2. KAPITEL

Seine Lippen sind weich. Der unbekannte Druck eines weichen, warmen Mundes auf dem ihren war alles, was Hattie wahrnahm. Die Reibung rauer Stoppeln an ihrem Kinn. Die seidig-feuchte Berührung einer ... Zunge an ihren Lippen, die Einlass begehrte ...

Ruckartig zuckte sie zurück, und ihre Hand schnellte empor. Das Klatschen ihrer bloßen Handfläche, als sie die Wange des Mannes traf, hallte laut wie ein Schuss wider. Sie schrie auf – wenn auch verspätet –, weil sie gerade einen Mann so kräftig geohrfeigt hatte, dass sein Kopf sich zur Seite gedreht hatte.

Er schüttelte sich leicht, ein fassungsloser Ausdruck stand in seiner Miene, dann durchbohrte er sie mit seinem Blick. »Madam ist offensichtlich nicht für diese Art von Führung hier«, stellte er fest.

Mit hämmerndem Herzen stolperte sie ein paar Schritte rückwärts, um aus seiner Reichweite zu gelangen. »Fassen Sie mich nicht an.«

Ihr Rock traf auf ein Hindernis, irgendetwas schabte über Holz, dann war ein Klirren zu hören, als etwas zerbarst. Sie rutschte mit dem linken Schuh aus, verdrehte sich dabei den Fuß, und ein heftiger Schmerz schoss durch ihr Bein. Wieder schrie sie auf.

Der Mann fluchte und setzte ihr nach.

»Halten Sie sich bloß von mir fern!«

Ungerührt kam er weiter auf sie zu, breitschultrig und zielstrebig. Ein hastiger Blick über ihre Schulter verriet ihr, dass sie sich auf halbem Weg zur Tür befand.

Hilfe! Gab es irgendjemanden in diesem riesigen Haus, der ihr zu Hilfe kommen konnte?

Noch ein krachendes Geräusch.

»Miss ...«

Blind griff sie nach einem Gegenstand auf einem Tisch und hielt ihn wie einen Degen von sich gestreckt.

»Bleiben Sie, wo Sie sind, sonst verpasse ich Ihnen eine.«

Das schien zu ihm durchzudringen. Er blieb stehen. Den Blick auf ihre improvisierte Waffe gerichtet, hob er langsam die Hände, beschwichtigend, als wolle er ein scheuendes Pferd beruhigen – als ob sie diejenige im Zimmer wäre, die nicht mehr alle Tassen im Schrank hatte!

»Schon gut«, sagte er. »Aber stellen Sie das ab.«

Sie stellte fest, dass sie die Ballerina in der Hand hielt, die sie vorhin beinahe vom Tisch geschubst hatte.

»Das Stück ist einzigartig«, fügte der Mann hinzu.

»Das weiß ich«, erwiderte sie schroff. »Meißen, die limitierte Edition von 1714.«

Überraschung blitzte in seinen Augen auf und war gleich wieder verschwunden.

»Dann stimmen Sie wohl zu, dass die Figur nicht infolge einer unnötig theatralischen Szene zerstört werden sollte.«

»Unnötig theatralisch?« Ihre Stimme kippte vor Empörung. »Sie, Sir, haben sich mir aufgezwungen!«

»Ein bedauernswertes Missverständnis«, erklärte er, doch er klang nicht besonders reuig.

Sie drohte ihm mit der Tänzerin. »Mr Blackstone wird von Ihrem verruchten Benehmen erfahren.«

Er verzog den Mund. »Zweifellos. Nehmen Sie doch bitte Platz, Miss Jones.« Er deutete auf ihren Rocksäum.

»Wie es scheint, haben Sie sich verletzt.«

Er hatte kein Recht, an irgendeinen Teil ihres Körpers zu denken oder darauf zu deuten, aber natürlich musste er seinem unverschämten Verhalten noch die Krone aufsetzen, indem er ihren verstauchten Fuß erwähnte. Er betrachtete sie zudem mit sichtlich wachsendem Unmut, wie ein Raubtier, das sich fragt, warum es sich von seiner Beute herumkommandieren ließ.

Der Schmerz in ihrem linken Fuß pochte wild, als sie sich auf die Tür zubewegte, seitwärts wie eine Krabbe, weil sie den Wüstling nicht aus den Augen lassen wollte. Sie barst buchstäblich in den Flur hinaus. Dem Himmel sei Dank, der mürrische Maler, der sie hereingelassen hatte, und ein schlanker junger Gentleman mit blonden Schnurrbart standen mit wachsamen Mienen ein paar Schritte entfernt von der Tür.

»Gentlemen, ich benötige Ihre Hilfe.« Sie hinkte auf die beiden zu. »In dem Raum befindet sich ein Mann ...« Sie deutete mit einem Daumen über ihre Schulter. »Und leider benimmt er sich nicht gerade wie ein Gentleman.«

Die Männer tauschten einen alarmierten Blick. Erst da ging ihr auf, dass die beiden sie vermutlich schreien gehört hatten. Warum sonst sollten sie in der Nähe der Tür herumlungern? Dennoch war keiner von beiden ins Zimmer gekommen, um nachzusehen, ob sie Hilfe benötigte.

Übelkeit stieg in ihr auf, und ihr wurde schwindelig.

Natürlich. Sie sah fürchterlich aus. Sie hatte keine Anstandsdame. Und ihr wallender alter Umhang stammte aus der Truhe in ihrem früheren Kinderzimmer, in der die Kostüme aufbewahrt wurden. Ihre Tarnung funktionierte gerade zu gut.

Im Moment war sie nicht Hattie Greenfield, sie war noch nicht einmal eine respektable junge Dame in Begleitung. Dass sie den Namen ihres Vaters nicht erwähnen konnte, machte sich nun mit aller Wucht bemerkbar, als hätte man ihr einen unsichtbaren Schutzschild genommen, als würde sie nackt vor einer Menschenmenge stehen.

Im Augenblick war sie ... ein Niemand.

Sie wandte sich an den blonden Mann, der zwar eingeschüchtert wirkte, aber wohl eher einer Jungfrau in Nöten zur Seite stehen würde als der Maler. »Bitte, Sir, ich brauche wohl einen stützenden Arm ...«

Die Aufmerksamkeit der beiden Männer wandte sich von ihr ab und richtete sich zur Tür, was ihr verriet, dass der Barbar im Flur stand. Sie konnte seine dunkle Aura buchstäblich in ihrem Nacken spüren.

»Und wenn Sie mir wohl freundlicherweise eine Droschke besorgen würden«, fuhr sie fort.

»Nicht so hastig«, tönte die finstere Stimme.

»Sie sollten Mr Blackstone außerdem darüber in Kenntnis setzen, dass er einen Grobian beschäftigt, der weibliche Gäste unter seinem Dach belästigt.«

Der blonde Mann riss erschrocken die Augen auf. »Äh.« Er räusperte sich. »Miss ...«

Oh. Als ihr die Erkenntnis dämmerte, schloss sie die Augen. »Er steht direkt hinter mir, nicht wahr?«, sagte sie. »Mr Blackstone.«

»In der Tat«, antwortete der junge Mann in entschuldigendem Ton.

Manchmal war sie tatsächlich eine dumme Gans. Schon als der Schotte durch das Empfangszimmer stolziert war, als würde es ihm gehören, hätte ihr seine Identität klar werden müssen. Spätestens jedoch, als er sich ganz selbstverständlich unverschämte Freiheiten herausgenommen hatte. All die üblen Gerüchte, die ihr über ihn zu Ohren gekommen waren, entsprachen offenbar der Wahrheit.

Ein Ruck an der Ballerina erinnerte sie daran, dass sie die Figur immer noch festhielt.

Sie nutzte ihr ohnehin nichts mehr.

Mr Blackstone stand nun in all seiner Rüpelhaftigkeit vor ihr und musterte sie aufmerksam. In der rechten Hand hielt er die Tänzerin; die zierliche Figur verschwand fast ganz in seiner großen Faust.

Beelzebub.

Sein schlechter Ruf als einer der reichsten, skrupellosesten und zwielichtigsten Geschäftsmänner in England eilte ihm voraus. Falls man den Gerüchten glauben

konnte, hatte er mehrere Lords des Königreichs in den finanziellen Ruin getrieben. Er sah auch so aus, als sei ihm das zuzutrauen; von den finster blickenden Augen, die scheinbar keine Freude kannten, über seine gebrochene Nase bis zu seiner bulligen, muskulösen Statur, die auf sie so wirkte, als ob er in seiner Freizeit gern dem Amboss-Weitwurf frönte. Nur wenige waren ihm bisher persönlich begegnet, denn er war so flüchtig wie ein Phantom. Und sie hatte ihn geküsst.

Hitze kroch ihr den Nacken hinauf. Wenn ihr Vater davon erfuhr, würde er sie schnurstracks ins Kloster stecken.

Mr Blackstones Augen leuchteten wissend auf, und seine gerunzelte Stirn glättete sich. Er machte einen Schritt zurück und neigte den Kopf. »Blackstone, zu Ihren Diensten. Mein Sekretär Mr Richard Matthews.« Ohne den Blick von ihr zu nehmen, deutete er mit der Ballerina auf den blonden Mann. Den mürrischen Maler stellte er nicht vor.

»Miss Jones«, erwiderte sie hölzern.

»Das sagten Sie bereits.«

Sein schottischer Akzent war verschwunden, aber der Sarkasmus in seiner Stimme war dafür umso deutlicher hörbar. Sie kannte ihn erst seit wenigen Minuten, und doch wusste sie bereits, dass er einer der unkultiviertesten Menschen war, die je ihren Weg gekreuzt hatten. Und er wusste, dass sie log. Sie musste schleunigst dieses Haus verlassen, bevor er ihre wahre Identität enthüllte, denn dann würde dieser unglückselige Ausflug ganz gewiss ihrem Vater zu Ohren kommen.

»Nun«, sagte er. »Welche Führung wollten Sie hier in meinem Haus besuchen, Miss Jones?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich möchte mich jetzt verabschieden.«

Seine Augen verengten sich.

»Ich möchte Ihnen nicht länger zur Last fallen«, sagte sie. Hätte sie sich nicht den Knöchel verstaucht und wären ihre Röcke nicht so eng und die Schuhe nicht durchgeweicht, würde sie einfach die Flucht ergreifen.

Mr Matthews gab einen bedauernden Laut von sich. »Ich fürchte, die Führung, die Sie meinen, wurde abgesagt.«

Blackstone drehte den Kopf zu seinem Sekretär, als erstaune ihn diese Bemerkung. Mr Matthews wand sich sichtlich, aber Hattie wurde leichter ums Herz. »Es war also tatsächlich eine Führung geplant?«, fragte sie. »Allmählich hab ich schon geglaubt, ich hätte mir das alles nur eingebildet.«

Mr Matthews wich dem Blick seines Arbeitgebers aus. »Ja. Ich habe die Absagen gestern verschickt. Der ständige Regen hat ein Leck im Dach der Galerie verursacht, und einige dort ausgestellte Kunstwerke wurden dadurch beschädigt.«

»Hoffentlich nicht die *Ophelia*?«

Alle drei Männer sahen sie verständnislos an.

»Ich bin hierhergekommen, um mir die Präraffaeliten anzusehen«, erklärte sie Mr Matthews. »Vor allem die *Ophelia*.«

»Nein, die *Ophelia* ist unversehrt«, versicherte er.

Beschädigte Kunstwerke erklärten die Anwesenheit des Malers, der mit gelangweilter Miene hinter Mr Blackstone stand. Vermutlich war er der Restaurator. Einen Grund für Mr Blackstones Belästigung lieferte das alles aber nicht. Die ließ sich nur damit erklären, dass alle sie wohl für ein bestelltes Freudenmädchen hielten ... Sie erbleichte.

Mr Matthews zupfte am Knoten seiner Krawatte. »Meine aufrichtige Entschuldigung, Miss Jones. Womöglich gab es eine Verzögerung bei der Post.«

»Bitte machen Sie sich keine Gedanken.« Sie zwang sich zu einem Lächeln, um ihn zu beschwichtigen. Die königliche Post arbeitete tadellos, soweit sie wusste.

Allerdings wäre der Brief auch an ihre Vertraute in Cambridge geschickt worden, und offenbar hatte Miss Jones sie nicht mehr rechtzeitig über die Änderung informieren können. Allerdings war Hattie an diesem Morgen auch nicht mehr zu ihrem Postfach gegangen, weil sie viel zu beschäftigt damit gewesen war, im Geiste die Schritte durchzugehen, um Mr Graves zu entwischen.

»Matthews«, sagte Mr Blackstone unvermittelt. »Geben Sie Nicolas Bescheid. Er soll Miss Jones nach Hause fahren.«

Sie machte einen Schritt zurück. »Danke, aber das ist nicht nötig.«

Er blickte sie finster an. »Doch, das ist es.«

Mr Matthews eilte bereits auf seinen schlaksigen Beinen den Flur hinunter.

»Wie freundlich, dass Sie darauf bestehen«, sagte Hattie zu Mr Blackstone. »Aber es reicht, wenn Sie mir helfen, eine Droschke zu finden.«

»Meine Kutsche ist schneller, bequemer und steht bereit.«

Sie schüttelte den Kopf, wieder schlug ihr Herz unangenehm schnell. »Ich möchte Ihnen keine Umstände bereiten, Sir.«

»Gut, dann werde ich offen sein, Miss Jones«, sagte er gedehnt. »Womöglich ist es Ihren empfindlichen Ohren entgangen, aber ich habe einen gewissen Ruf.« Er deutete mit dem Kopf auf ihr derangiertes Aussehen. »Und wenn Sie Ihren guten Ruf behalten wollen, dann sollte besser niemand sehen, wie Sie unbegleitet aus meiner Haustür hinken.«

Sie hätte nicht gedacht, dass ihre Wangen noch heißer brennen konnten, aber sie glühten förmlich. Eine Lektion in Anstand und Sitte von einem Mann mit solch schlechten Manieren war, obwohl verdient, der Gipfel der Demütigung im Leben einer jungen Frau. Sie reckte die Nase. »Also gut.«

Mr Blackstone entblöste in einem Lächeln erstaunlich weiße Zähne. Sein linker Eckzahn war angestoßen, als setze sich darin die Narbe in seiner Oberlippe fort. Er hielt ihren Blick fest und rollte in einem verspäteten Anfall von Schicklichkeit die Ärmel runter. Die zerknitterte Baumwolle und die knopflosen Manschetten, die offen um seine Handgelenke fielen, erweckten jedoch den gegenteiligen Eindruck, da ein Mann vermutlich genau so aussehen würde, wenn er sich nach einem heimlichen Techtelmachtel in aller Eile anzog.

Hattie wandte den Blick ab, ihre Kehle war wie zugeschnürt. Ihre Lippen prickelten noch von seinem Kuss, und ihre linke Hand brannte von der Ohrfeige, die sie ihm gegeben hatte. Ihr Knöchel schmerzte teuflisch. Wäre es das schnellste verfügbare Transportmittel gewesen, hätte sie auch auf einem Esel das Haus verlassen.

3. KAPITEL

Eine Vorahnung kroch Lucian Blackstone den Rücken hinunter, als er beobachtete, wie die Kutsche mit dem rothaarigen Wirbelwind sich in den Londoner Verkehr einfädelte. Seltsam, denn er glaubte schon lange nicht mehr ans Schicksal und zog es vor, sein Glück mit eigenen strategischen Mitteln zu schmieden.

»Das war eine von Greenfields Töchtern, richtig?«, fragte er.

Die Erkenntnis war ihm gekommen, als er ihr Gesicht im Flur betrachtet hatte, nachdem sie endlich aufgehört hatte, wild kreischend herumzufuchteln und Antiquitäten zu zerdeppern. Das würde auch das Ziehen in seinem Bauch erklären, das er bei ihrem Anblick sofort verspürt hatte – der sechste Sinn, der sich bei jedem erfahrenen Dieb regte, wenn er etwas Wertvolles erblickte.

»Ich glaube schon, Sir.« Matthews klang nervöser als sonst. »Die roten Haare, die kleine, mollige Gestalt ...«

»Ich habe Augen im Kopf, Matthews. Sie ...« Er wandte sich an Renwick, der immer noch mit ihm und Matthews an der Hintertür herumlungerte, statt sich seiner Arbeit zu widmen. »Warum in drei Teufels Namen haben Sie mir gesagt, sie sei zum Vögeln hier?«

Renwick kratzte sich am Hinterkopf. »Weil sie ohne Anstandsdame herkam?«

»Eine notwendige Maßnahme, aber keine ausreichende Begründung, Sie Trottel.«

»Soweit ich weiß, erhalten Sie durchaus gelegentlich Besuch von Damen, die ein amouröses Stelldichein mit Ihnen beabsichtigen.«

»Hören Sie gut zu, Renwick«, blaffte Lucian. »Selbst wenn die Hure von Babylon höchstpersönlich hier

auftauchen sollte, Sie lassen sie nicht in mein Haus. Haben wir uns verstanden?»

Er rutschte nur selten in den schottischen Dialekt seiner Jugend. An diesem Tag passierte ihm das jedoch immer wieder. Matthews neben ihm zappelte ungeduldig.

»Sie hat einen Höllenlärm veranstaltet«, erwiderte Renwick stur. »Hat wie wild an die Vordertür gehämmert, als sei der Teufel höchstpersönlich hinter ihr her.« Er schüttelte sich leicht – er verabscheute Lärm.

Lucian verengte die Augen.

Das fing Renwicks Aufmerksamkeit ein. »In Ordnung«, murmelte er. »Keine Besucher.«

»Gut«, sagte Lucian und ließ die Sache damit auf sich beruhen. Renwick würde zwar unabsichtlich Spione in Lucians Haus lassen, sein Talent als Maler machte ihn jedoch immer noch zum besten Mann in London, wenn es darum ging, ein fünfhundert Jahre altes Gemälde diskret zu restaurieren.

Nachdem die Tür hinter dem schmollenden Künstler zugefallen war, wandte er sich wieder an Matthews. »Nun zu Ihnen. Wann genau habe ich Galerieführungen für die Öffentlichkeit erlaubt?«

Sein Sekretär wirkte, als wolle er am liebsten die Flucht ergreifen. »Vor ungefähr zwei Monaten, Sir«, erklärte er. »Als eine der Methoden, die Sie gebilligt haben, um ... äh ... Ihren Ruf aufzupolieren.«

»Vor zwei Monaten?« Eine Erinnerung blitzte in Lucians Gedächtnis auf, und ja, er erinnerte sich an eine Liste, die Matthews ihm vorgelegt hatte. Vage. Weil er gerade erst aus seiner jährlichen Woche des Vollrausches wieder zu sich gekommen war, seiner Woche der Schande, in der er seine düstere Stimmung pflegte und sich die Lichter ausblies.

»Matthews.«

Die Augen des Mannes weiteten sich beunruhigt. »Ja?«

»Mir fällt es schwer zu verstehen, inwiefern es mir hilft, mich im House of Commons beliebt zu machen, wenn feine Schnösel in meinem Haus herumwandern und meine Sammlung betrachten.«

Matthews strich mit den Fingern über seinen Schnurrbart. »Sich durch Philanthropie beliebt zu machen ist ein langwieriger Weg«, sagte er zwischen zwei Strichen über den Bart. »Diese Strategie ist langfristig angelegt und beinhaltet eine Fülle von Maßnahmen, wie zum Beispiel der Öffentlichkeit Ihre Sammlung zugänglich zu machen, ein Mentor der Schönen Künste zu sein ...«

»Ich weiß, was Philanthropie bedeutet. Nehmen Sie alles von Ihrer Liste, was Menschen Zugang zu meinen Anwesen erlaubt. Und jetzt besorgen Sie uns eine Droschke, die uns nach Belgravia bringt. Und strengen Sie Ihr Hirn an. Ich will alles wissen, was über das Greenfield-Mädchen bekannt ist.«

Lucians Stadthaus lag lediglich zwei Meilen entfernt, allerdings kamen sie nur langsam voran. Die Straßen waren nass und übersät mit Abfall, den verstopfte Regenrinnen und übergelaufene Kanäle hervorgebracht hatten. Karren und Kutschen stauten sich gefährlich in Trauben, statt sich in ordentlichen Schlangen vorwärts zu bewegen. Die Droschkenfenster waren beschlagen, und der Geruch nach feuchtem Stoff hing in der Luft.

Leider war sein sauberer, von geschickter Hand geführter Zweispänner derzeit unterwegs, um verirrte Erbinnen zu Hause abzuliefern.

Matthews saß ihm gegenüber, die Brauen konzentriert zusammengezogen. »Wenn sie die mittlere Tochter ist, ist sie ungefähr zwanzig Jahre alt, auf jeden Fall noch nicht volljährig.«

»Ist sie verlobt? Die Älteste ist verheiratet, soweit ich weiß.«

Matthews schüttelte den Kopf. »Meines Wissens nach ist sie niemandem offiziell versprochen. Vermutlich ist sie die

Tochter, der Greenfield erlaubt hat, in Oxford bei Professor Ruskin zu studieren.«

Eine moderne Frau also. Eine Frau mit einer Meinung, ein Blaustrumpf. Ihr unbegleiteter Ausflug und die verrückte Erklärung, dass sie gekommen war, um an einer Kunstführung teilzunehmen – nicht, um ihn auszuspionieren –, entsprachen demnach wohl der Wahrheit. Warum sie jedoch diesen merkwürdigen alten Umhang getragen hatte, blieb ihm ein Rätsel.

Er stellte fest, dass er sich mit dem Zeigefinger über die Unterlippe fuhr, vor und zurück, als wollte er Spuren ertasten, die ihr weicher Mund womöglich hinterlassen hatte. Ein sehr weicher Mund. Sie hatte süß geschmeckt, nach Regen und gezuckertem Tee. Ihr Duft haftete immer noch an ihm; bei jeder Bewegung glaubte er, den Geruch von Rosen wahrzunehmen. Er hätte sogleich ahnen müssen, dass Renwick sich in ihren Absichten getäuscht hatte – in ihren großen braunen Augen hatte er keinerlei Erfahrung erkennen können. Vielleicht hatte er es auch geahnt und sie sich trotzdem gegriffen – nach all den Jahren übten Kostbarkeiten noch immer eine magnetische Anziehungskraft auf ihn aus.

»Greenfield ist ein Narr, dass er ihr eine so lange Leine lässt«, sagte er mehr zu sich als zu Matthews, aber sein Sekretär nickte wie immer pflichtschuldigst.

Lucian vermutete, dass Julien Greenfield, den Patriarchen von Großbritanniens größter Bank in Familienbesitz, momentan andere Sorgen plagten, als seine Brut im Auge zu behalten. Der Mann hatte Probleme mit seinem privaten Investmentportfolio, insbesondere in Spanien, wo der wieder ermächtigte spanische Monarch in Madrid eine Bankenreformpolitik eingeleitet hatte. Vor ein paar Jahren war er zudem von der Bank der Gebrüder Pereire stark unter Druck gesetzt und fast aus der spanischen Eisenbahnbranche herausgedrängt worden. Deshalb hatte ihm der Finanzier auch in den vergangenen

zwei Monaten zwei Einladungen zu einem privaten Lunch geschickt, vermutete Lucian, obwohl sie sich bisher noch nie begegnet waren. Lucian hatte seine Geschäfte in Spanien, bis auf einige wenige Investitionen in Eisenbahnunternehmen, schon längst reduziert. Er besaß jedoch immer noch einen Anteil von dreißig Prozent an dem Eisenbahnkonglomerat Plasencia-Astorga. Das musste Greenfield wohl herausgefunden haben.

Nun, das könnte eine geeignete Maßnahme sein, um seine Mission voranzubringen: sein letztes größeres Aktienportfolio in Spanien zu verkaufen.

»Sagen Sie, Matthews, diese Gutmensch-Liste, die Sie aufgestellt haben«, sagte er. »Was stand da sonst noch drauf?«

Sein Sekretär versteifte sich unwillkürlich, wie ein Schüler, der unerwartet zur Tafel gerufen wurde. Manchmal vergaß Lucian, dass Matthews mit seinen dreißig Jahren sogar ein Jahr älter war als er. Selbst an einem guten Tag fühlte sich Lucian Jahrzehnte älter als sein Sekretär.

»Ich habe Ihnen empfohlen, dass Sie sich öffentlich mit Ihrem Namen zu Ihren wohltätigen Aktivitäten bekennen«, antwortete Matthews. »Das Krankenhaus in York zum Beispiel würde es ohne Ihre finanzielle Unterstützung längst nicht mehr geben. Wir sollten noch in dieser Saison bekannt machen, dass Sie der Spender sind.«

Lucian brummte. »Dem wohltätigen Zweck ist mehr gedient, wenn er nicht durch meinen Namen geschwärzt wird.«

»Aus ebenjenem Grund habe ich mit äußerster Sorgfalt geeignete Projekte ausgewählt. Das Krankenhaus wird nur von den Armen aufgesucht, wieso sollte also jemand von Einfluss Kritik äußern?«

Niemand würde sich darüber mokieren, weil niemand von Einfluss sich für die Armen der Gesellschaft interessierte.

»In Ordnung«, sagte er. »Geben Sie meinen Namen bekannt.«

Matthews wirkte erfreut; offenbar war seine Liste ziemlich geschrumpft, nachdem er Galeriebesuche und dergleichen streichen musste. Vermutlich würde er sich, sobald sie Lucians Haus in Belgravia erreicht hatten, gleich auf sein Zimmer zurückziehen und wie gewöhnlich immer wieder dasselbe Lied auf seiner Querflöte spielen, um seine Nerven zu beruhigen.

Dabei war Matthews' Ansatz keineswegs dumm – zumindest war er nicht völlig lächerlich –, allerdings hielt Lucian ihn für wenig Erfolg versprechend, weshalb es die Mühe nicht wert war. Er hatte seine Gewohnheiten in den vergangenen Monaten bereits geändert: Er hatte einige Schuldscheine in weniger verruchte Hände als seine verkauft und einen Kredit sogar ganz erlassen, was er zuvor noch nie getan hatte. Bisher hatte dies jedoch keine sichtbaren Ergebnisse gezeigt, wie beispielsweise eine Einladung ins Büro des Schatzkanzlers.

»Eine Sache, Sir, könnten Sie tun, die eine sofortige und vorteilhafte Wirkung für Ihren Ruf hätte«, sagte Matthews.

»Ich bin ganz Ohr.«

Sein Sekretär mied seinen Blick und fixierte eine Stelle hinter seiner Schulter. »Sie könnten damit aufhören, Lord Rutland zu schikanieren.«

Eine eiserne Fessel umschlang Lucians Brust, als er den verhassten Namen hörte. »Niemals«, sagte er leise.

Matthews erbleichte, und Lucian wandte den Blick wieder zu dem schmutzigen Fenster. Waschlappen wie Matthews und ihr nervöses Gehabe strapazierten seine Geduld. Er vermutete jedoch, dass Matthews ihn ebenfalls nicht ausstehen konnte. Der Mann war der vierte Sohn eines Barons; er stand auf der Hierarchieleiter der Aristokratie ziemlich weit unten, und die Schatzkammer seiner Familie war leer, dennoch hielt er sich für etwas Besseres. Hartnäckig klammerte er sich an die